Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932
1931

85 (13.4.1931) Unterhaltung, Wissen, Kunst

Visual Library

Unterhaltung ★ Wissen ★ Kunst

Constantin Meunier

Zu seinem hundertsten Geburtstag am 12. April

Von Fritz Rosenfeld, Wien.

Naturwissenschaften und Technik hatten in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts die Künstler nicht nur eine neue Betrachtungsweise der Wirklichkeit gelehrt, sondern ihr Interesse auch auf bisher wenig oder gar nicht beachtete Stoffkreise gelenkt. Der rapide Aufstieg der Großindustrie, das zauberhafte Emporwachsen von Riesenfabriken einerseits, die junge Geisteswelt des Sozialismus andererseits schoben soziale Probleme in den Vordergrund der öffentlichen Diskussion und zwangen die Dichter und Maler, sich mit den neuen gesellschaftlichen Kräften, die um Geltung und Anerkennung rangen, auseinanderzusetzen. Wirklichkeit nachzugestalten war das oberste Prinzip der Kunst. Man schilderte in Worten und in Bildern aber nicht mehr die Sonnenseite der Wirklichkeit allein, sondern begann jene andre, größere, düstere Welt der Arbeitsmenschen erst aus dem Geist des menschlichen Mitleids heraus, dann aus dem der kampfwilligen sozialen Empörung künstlerisch nachzubilden. Diese soziale naturalistische Kunst reifte dort am schnellsten, wo das Material am reichhaltigsten, die Entwickelung am vorgeschrittensten war: in den westlichen Industrieländern. Frankreich und Belgien brachten die ersten großen sozialen Dichter und Maler der naturalistischen Epoche hervor. Da Dichter und Maler aus der gleichen Absicht, mit den gleichen künstlerischen Zielen schufen, waren sie eng miteinander verbunden.

Wie ein Dreigestirn leuchten über dieser Zeit die Namen Emile Zola, Camille Lemonnier und Constantin Meunier. Mit den Bergarbeitergemälden und den Statuen des Malers und Bildhauers Meunier könnte man Zolas „Germinal" illustrieren, mit den Büsten und Reliefs der Hüttenwerkarbeiter Lemonniers gigantisches Epos „Der eiserne Molch". Meunier hat ein Zola-Denkmal schaffen wollen, das allerdings über den Entwurf nicht hinauskam, er hat eine Büste Lemonniers modelliert; Lemonniers wiederum hat das erste und verständnisvollste Buch über Constantin Meunier geschrieben.

In einem kleinen Vorort Brüssels wurde Constantin Meunier am 12. April 1831 als der Sohn eines armen Steuereinnehmers und einer Modistin geboren. In der kinderreichen Familie war die Not ständiger Gast. Schon in dieser sorgenverdüsterten Kinderzeit erwacht in Meunier die Liebe zur Kunst. Sechzehnjährig besucht er die Bildhauerschule, lernt an den gegenständlich unbedeutenden Lieblingsfiguren seines Lehrers das Handwerkliche der Bildhauerei. Bald schüttelt er die Fesseln der geistigen Bevormundung durch seinen Lehrer ab und schließt sich einer Gruppe blutarmer junger Künstler an, die in einer leeren Scheune ihr gemeinsames Atelier hatten. Ein Freund, der Maler de Groux, führt den jungen Meunier zu den neuen, von der alten Schule streng verpönten Stoffgebieten, zu der Welt der Armut, zu der Welt des Arbeiters. Er zeigt ihm die Elendsviertel der Großstadt, die er selbst oft und oft gemalt hatte. Man nannte diese Bilder mit leiser Verachtung „Armeleutemalerei"; ein Künstler, der sich mit der Darstellung des Schmutzes und der Not befaßte, galt als nicht ganz vollwertig. Meunier fand hier aber eine neue fast noch unentdeckte Welt, die zu gestalten eine hohe Aufgabe war. Zum Broterwerb malte er noch die Kirchenbilder, die Gemälde aus dem Klosterleben, die man bei ihm bestellt; sein Herz aber gehört jenen Enterbten der Gesellschaft, die auf ihren starken Schultern den Bau dieser Erde tragen.

In den Bauernkriegen findet Meunier ein Gleichnis für den sozialen Kampf seiner Zeit. Die einzige große Reise seines Lebens führt ihn nach Spanien, schenkt ihm eine Fülle neuer Motive; er bringt eine Menge Bilder mit, vor allem aus den Arbeitssälen der Tabakfabriken. Aber auf dieser Reise wird ihm die Erkenntnis, die für seine künstlerische Zukunft entscheidend war: daß seine Begabung weniger bei der Malerei, als bei der Bildhauerkunst liege.

Die Eindrücke, die sein ganzes künstlerisches Schaffen bestimmen sollten, empfängt er im „schwarzen Land", in der Borinage, dem belgischen Kohlenrevier und Industriezentrum. Grau in grau liegt dieses Land, zerwühlte Erde, über die zahllose Fabrikschlote ragen; Rauchschwaden in der Luft, fettiger Ruß, der durch die Kleider dringt, die Poren verstopft; Schuttbügel, wohin das Auge blickt; keine Grasfläche, selten nur ein einsamer, dürrer Baum. Ueber der Erde roboten Tausende in der Glut der Essen, unter der Erde schuften Tausende für die Kohlenbarone. Stahlharte, geschwärzte Leiber, nur mit einer Hose bekleidet, trotzige Zyklopengestalten beleben diese unheimliche Welt aus Dunkelheiten und flackerndem roten Licht. Frauen sind unter ihnen, wie die Männer gekleidet. Diese kraftgespannten Körper in Bronze und Marmor nachzubilden war eine Aufgabe, die Meunier sein Leben lang nicht mehr losließ. Er versuchte sich auch hier zuerst als Maler. Oelgemälde, Kohlezeichnungen entstehen, die die trostlose Stimmung der Schutthalden, die gespenstigen Silhouetten der Werksgebäude festhalten. Einfahrt und Heimkehr der Bergleute, die Arbeitspause, der Feierabend sind die Motive dieser Bilder. Dazwischen schieben sich Szenen aus dem Hafen von Antwerpen: Lastträger, die die Ballen auf die Schiffe schleppen. Aber die Leinwand, die Fläche genügt nicht, um all das zu gestalten, was der kraftstrotzende Körper ausdrückt. Er muß räumlich nachgestaltet werden, in Statue und Büste, oder halbräumlich, im Relief. Diese Skulpturen sind es, die Meuniers Lebenswerk darstellen. Köpfe und ganze Figuren, Einzelgestalten und Gruppen reihen sich endlos aneinander. Unermüdlich beobachtet Meunier die Arbeiter der Borinage, immer neue Züge entdeckt er an ihnen. Den Hammermeister aus dem Stahlwerk formt er nach, den alten Bergmann, der von lebenslanger Fron verzehrt in sich zusammensinkt, den Fischer, den Sämann, den Glasbläser, den Steinmetz, die Bergarbeiterin, in der sich zarteste Anmut und Mädchenhaftigkeit mit lebensstarker Derbheit mengen, die Mutter bildet er ab, die um den Sohn trauert, der in der Grube schlagenden Wettern zum Opfer fiel, und die Mutter, die ihr kleines Kind säugt. Werden und Vergehen ist in diesen Statuen, die schillernde Tausendfältigkeit des Lebens, sein Trotz und seine Verzweiflung, sein Jammer und seine Sehnsucht.

Mancher der Köpfe kehren immer wieder; Meunier liebt die Menschen der Borinage wie seine eignen Kinder und wird nicht müde, sie immer wieder zu zeichnen und zu modellieren. Die Krönung seines Werks hätte ein gigantisches **Denkmal der Arbeit** sein sollen, das aus fünf Riesenfiguren und vier Reliefs bestand. Leider ist diese Apotheose des schaffenden Menschen in Bronze und Marmor nicht vollendet worden.

Es gibt wenige zaghafte und müde Gestalten unter den Figuren Meuniers. Der Künstler freut sich der gesunden Kraft und des herrlichen Spiels muskelstrotzender Körper. Es ist, als wollte er mit seinen Bildern und Statuen dem Proletariat die unbezwingbare Macht zeigen, die in ihm liegt und deren es sich nicht immer bewußt ist. Und es ist, als wollte er der Welt die Augen öffnen für die Harmonie des arbeitsgestählten Körpers, den die Aestheten seiner Zeit so gerne plump und unschön nannten. Die Arbeit hat Meunier in allen seinen großen Werken verherrlicht — der Arbeit hat er gelebt. Sein äußeres Dasein ist ruhig verlaufen, seine Tage waren nur mit der Arbeit an seinen Gemälden und Skulpturen ausgefüllt, bis ihn am 3. April 1905 der Tod abberief.

Sein Werk bleibt die unvergängliche, herrlichste Symbolisierung der Ueberwindung der Materie durch die Menschenkraft, bleibt die großartigste Gestaltung der schaffenden Arbeit, die mißachtet und unterjocht wurde von den Fürsten und den Herren des Geldes, die aber die Welt beherrscht, wenn sie sich erst dessen bewußt wird, daß sie der Anfang und das Ende alles Lebens ist.

Schont die Weidenkätzchen!

Von Ernst Edgar Reimerdes

Wieder ist die Zeit herangekommen, wo die Weidenkätzchen die dunkle Winterhülle sprengen und in ihrem zarten, wolligen Silberkleide die kahlen Zweige frühlingsmäßig beleben. Sie gehören zu den ersten Boten der schönen Jahreszeit und werden deshalb von allen denen, die die Sehnsucht in die Natur hinaustreibt, freudig begrüßt. Wenn es nur bei dieser Begrüßung und Bewunderung bliebe, wäre gewiß dagegen nichts einzuwenden, aber leider können viele Spaziergänger dem Wunsch nicht widerstehen, die Weidenkätzchen abzubrechen und fortzuschleppen, um ihr Heim damit zu schmücken. Der wahre Naturfreund aber begnügt sich mit dem Anblick des blühenden Strauches, denn er weiß, welch hoher Wert den Weidenkätzchen zukommt. Nicht nur daß ihr Blütenstaub zahlreichen hungernden Insekten als erste und einzige Nahrung nach dem langen, entbehrungsreichen Winter dient, die Bienen brauchen ihn nötig, um ihre junge Brut damit zu füttern, die sonst verkümmert und in der Entwicklung zurückbleibt. Eine geringe Honigernte ist die Folge, dazu kommt die unvollständige Bestäubung und Befruchtung der Obstbäume, der Beerensträucher und anderer wichtiger Pflanzen. Somit bringen die häufig gedankenlos abgerissenen Weidenzweige nicht nur den Bienenzüchter, sondern auch dem Landwirt und Obstzüchter großen Schaden.

Obwohl schon in den Schulen auf die Bedeutung der Weidenkätzchen für die Bienenwirtschaft usw. und auf ihre notwendige Schonung hingewiesen wird, werden die Kätzchen gerade von der Jugend mit Vorliebe abgerissen. Aber auch Erwachsene betätigen sich an diesem Vernichtungswerk und schleppen jedes Jahr Massen von Weidenzweigen mit nach Haus, ohne an den entstehenden Schaden zu denken. Allerdings dürfen sie sich nicht dabei erwischen lassen, denn sie machen sich strafbar und müssen evtl. ihre Gedankenlosigkeit teuer bezahlen. Aber auch ohne diese gesetzlichen Vorschriften sollte jeder einsichtsvolle Mensch die Weidenkätzchen schonen und sich mit ihrem Anblick in der Natur begnügen, zumal sie im Zimmer schnell verwelken und abfallen.

In früheren Zeiten, als der Baumkultus noch eine große Rolle spielte, galt die Weide, weil sie eher als andere Bäume aus ihrem Winterschlaf erwacht und Kätzchen hervorbringt, als Zauberbaum. Nach altgermanischem Glauben wohnte der Todesgott Vidharr in der Unterwelt in ihren Zweigen, und im Mittelalter wurden die von der heiligen Feme Verurteilten mittels einer Weidenrute erdrosselt, die während der Gerichtsverhandlung neben dem blanken Schwert vor dem Freigrafen lag. — Nach dem Glauben des Volkes haben Hexen und Gespenster ihren Sitz in Weidenbäumen und verwandeln sich in solche, wenn sie verfolgt werden. Dieser Aberglaube hat seinen Ursprung wahrscheinlich darin, daß alte, verkrüppelte Weiden mit ihrer schopfartigen Krone aus langen dünnen Zweigen in der Dämmerung einen spukhaften Eindruck hervorrufen und daß ihr morsches Holz im Dunkeln leuchtet.

Als Baum des Unglücks ist die Weide in die biblische Geschichte eingedrungen, so heißt es, Judas habe sich an einem Weidenbaum erhängt, und die Kriegsknechte sollen Christus mit Weidenruten gegeißelt haben. Auch für die Volksheilkunde hatte die Weide einst gewisse Bedeutung und heute noch glaubt man vielfach, daß derjenige, der im Frühling ein Weidenkätzchen herunterschluckt, das ganze Jahr gesund bleibt. Im Wasser für das erste Bad eines neugeborenen Kindes ließ man früher Weidenrinde mitkochen, damit es vor bösem Zauber bewahrt blieb. Wer an Zahnschmerzen leidet, braucht angeblich nur um die Mitternachtsstunde in die Zweige eines alten Weidenbaumes drei Knoten zu machen und dabei sagen: „Guten Abend, liebe alte Weide. — Ich bringe dir meine Zahnschmerzen heute — Und wünsche, daß sie bei dir vergehn — Und bei dir bestehn." Man schneidet auch wohl aus der Rinde einen Spahn und nachdem man damit in den kranken Zahn gestochen hat, bis er blutet, steckt man ihn in den Baum zurück. Sobald er wieder damit verwachsen ist, schwinden die Schmerzen. Auf ähnliche Weise glaubte man Fieber vertreiben zu können.

An Stelle der morgenländischen Palmen werden bei uns in der katholischen Kirche am Palmsonntag Weidenzweige mit Kätzchen geweiht. Diese „Palmzweige" gewähren, wie man in Steiermark usw. glaubt, den sichersten Schutz gegen Hagel und Blitz und wenn man einige Blätter davon verbrennt, entfliehen alle bösen Geister.

Literatur

Alle an dieser Stelle besprochenen und angekündigten Bücher und Schriften können von unserer Verlags-Buchhandlung bezogen werden.

„Die 27 deutschen Parteien und ihre Ziele" von Dr. Joh. Saß. Verlag R. Himmelheber & Co., Hamburg. 11.—20 Tausend 1931. Preis 50 Pfg. — Die Broschüre bietet eine gut durchgegliederte Zusammenstellung der Ziele der Parteien auf Grund ihrer Programme, ihrer Parteitagsbeschlüsse und Kundgebungen ihrer Führer. Dabei ist die Sprache einfach und jedermann verständlich. Der Verfasser nimmt einen absolut neutralen Standpunkt ein; Kritik wird dem Leser selbst überlassen. Ein solches Buch hat dem politisch interessierten Menschen, und das sind heute jeder sein, schon lange gefehlt. Aber auch, wer für seine Partei werben will, muß unbedingt wissen, was die anderen Parteien wollen. Der billige Preis von 50 Pfennig macht zudem jedem die Anschaffung möglich.

Kind und Mann

Von Hermann Stenz

So sah er im Flammenschein einem Manne gleich, als er vor uns trat:

„Väterchen, ihr könnt ruhig schlafen, ich werde für euch wachen!" Rasch ging er fort.

Mit Tagesgrauen kam er wieder zur Türe herein. Wir waren bereits wach und verließen die Hütte in dem Augenblick, in welchem er auf ein unter der Schlafbank befindliches Lager kroch.

Dies wiederholte sich.

Jede Nacht zog dieses halbe Kind stundenweite Kreise rings um die Hütte, durch die eisige sibirische Winternacht, bis zum aufschimmernden Morgenrot.

Nach mehreren Tagen erfuhren wir auch das Geheimnis unserer Wirte: Sie trieben Branntweinschmuggel nach den in der Nähe gelegenen Bergwerken. Da gibt es eine Verfügung des Zaren, welche bestimmt, daß die Arbeiter jener Werke nur des Sonntags Branntwein trinken dürfen. Diese Leute betrinken sich nun auch an jenem Tage meist mit dem vom Staat an sie verkauften Schnaps. Morgens bereits stehen sie in langer Reihe vor der Ausgabestelle und warten stundenlang, bis sie einen Teil jenes Giftes erwerben können. Abends liegen sie dann sinnlos betrunken, ekelen Tieren gleich, umher. Unser Volk wird an diesem Laster, aus dem der Staat seinen größten Nutzen zieht, noch zu Grunde gehen, wenn es nicht bald aufgeklärt wird. Die übrigen sechs Tage der Woche ist es strengstens verboten, Branntwein an die Bergwerksarbeiter zu verkaufen. Darauf beruhte das Gewerbe unserer Wirte. Sie brannten im Wald aus Getreide das berauschende Getränk und schmuggelten es zum werktägigen Genuß in die Bergwerke hinein. Wird einer von den Schnapsschmugglern, deren es in Sibirien dort, wo Bergwerke sind, immer gibt, ertappt, dann läuft er Gefahr, erschossen oder gehängt zu werden. Die Bewachung jener Stätten durch Soldaten ist eine sehr strenge. Die Arbeiter unterscheiden sich wenig von Gefangenen. Jedoch sind viele der Soldaten bestechlich.

Die Leute, welche uns nachts verbargen, standen also zu den Gesetzen des Zaren in Widerspruch wie wir ebenfalls, und es war nicht zu befürchten, daß sie uns verraten würden. So konnten wir allmählich vertrauter werden und erfuhren manches aus ihrem Leben.

Sämtliche Männer und die Frau waren frühere Verschickte, kriminell wegen Raub, Mord oder Diebstahl Bestrafte, welche man nach Verbüßung ihrer Strafe freigelassen und angesiedelt hatte. Die Kinder waren in Sibirien geboren. Vor fünf Jahren wohnten die Leute noch weiter östlich und entwichene dann der Verfolgung des Militärs in die jetzige Gegend. Iwanoff war das Haupt der verwegenen Menschen. Die Hütte, in der sie den Branntwein herstellten, befand sich weiter drinnen im unwegsamen Walde. Dazu unterhielten sie verschiedene versteckte Lager und behaupteten, das Getränk gewänne an Feuer, wenn es einige Zeit eingegraben liege.

Sie besaßen reichlich Waffen. Ich trug noch einige hundert Rubel und Papier bei mir. Es war mir gelungen, das Geld vor den Soldaten und Wärtern sorgsam geheim zu halten. Ich kaufte Iwanoff ein Gewehr mit Munition und zwei große sibirische Messer ab. Diese Waffen nahmen wir jeden Tag mit in den Wald. Auch später nützten sie uns sehr. Wir kamen dank derselben unangefochten durch die kalmückischen und tartarischen Länder.

Eines Abends, es hatte untertags tüchtig geschneit, gingen wir wieder auf dem gewohnten Weg gegen die Hütte zurück.

Da begegnete uns Kolenka auf seinen Schneeschuhen und schien eine eilige Nachricht bringen zu wollen. Denn schon von weitem winkte er mit dem Arme:

„Ihr müßt wieder in den Wald zurückgehen! Es sind Soldaten in der Gegend, welche suchen. Ich werde Euch Nachricht bringen, geht rasch, rasch!"

Wir erschraken und eilten, sorgsam nach allen Seiten ausspähend, in unser Versteck zurück. Rasch legten wir noch einige dichte Aeste über den Eingang und verhielten uns dann still.

Es war abends und schon stark dämmrig, die Bäume warfen keinen sichtbaren Schatten mehr, als es im Wald raschelte. Durch eine Lücke spähten wir in der Richtung des Geräusches. Eine große Wölfin erschien in eiligem Trabe. Die Zunge heraushängend keuchte sie vorbei. Hinter ihr, genau in der gleichen Spur, ein Wolf. Er hielt die Nase gesenkt und schleifte mit der Rute im Schnee der Lichtung. Beide Tiere waren entsetzlich mager und liefen jedenfalls schon einige Tage in dieser Weise fort. Wir bangten um Kolenka, der ihnen vielleicht in den Weg gehen konnte. Der sibirische Wolf geht sonst einzeln, im Gegensatz zu den Steppenwölfen, die in Rudeln jagen.

Nahe gegen Mitternacht kam Kolenka auf den Schneeschuhen. Wir bemerkten ihn erst, als er sich dicht vor dem Versteck befand. Er brachte uns Speise und erzählte, daß die Soldaten, in nördlicher Richtung suchend, fortgezogen seien. Wir atmeten auf. Aber es war immer noch nicht ratsam, zur Hütte zurückzukehren. Jedoch glaubte ich, den Knaben vor dem Wolfe warnen zu müssen.

„Ich habe den Wolf hinter der Wölfin herlaufen sehen. Wenn es nicht besser wäre, jetzt ruhig zu sein, hätte ich beide mit der Flinte getötet!" tönte die Stimme des Knaben ruhig durch die Nacht. Der Mond war mittlerweile aufgegangen und die dunkle Silhouette Kolenkas stand scharf gegen den weißen Schnee.

Wieder hatte ich, wie damals, als uns Kolenka zum ersten Mal in den Wald brachte, jene merkwürdige, rätselhafte Empfindung. Hier stand ein Mann, der eigentlich noch ein Knabe sein sollte. Ein Kind, und doch ohne Furcht und Zaudern, durch Eiseskälte und Dunkel und wilde Tiere hindurch wie etwas selbstverständliches die Handlungen eines beherzten Mannes verrichtend. „Michael Iwanoff meint, Ihr könnt morgen bereits bei Tage zurückkommen!" sprach er noch und glitt dann über die Lichtung fort.

Wir kamen spät am andern Morgen in der Nähe der Hütte an. Plötzlich hemmte Boris seinen Schritt und hielt mich am Arm fest. Er zeigte durch die Bäume nach dem freien Platze. Wir schlichen wir näher, sahen und horchten in sorgfältiger Baumdeckung bleibend, dem Spiele der beiden Kinder vor uns zu.

Kolenka kauerte vor einem liegenden Baumstamm und formte aus dem von der Sonne gefügig gemachten Schnee mit beiden Händen drollige kleine Figuren. Etwa in der Art winziger Schneemänner und plumper Tierchen. Das kleine Mädchen stand bei ihm und klatschte nach jeder neuen Form, welche er auf das Holz stellte, vor Entzücken in die Hände.

„Nun sind es genug," rief Kolenka, „nun bin ich der Bär und fresse Deine Kinder auf!" Er ließ sich auf die Hände nieder und lief auf allen Vieren, brummend, um die Kleine herum. Das Mädchen tat ängstlich und stellte sich vor die Puppen.

„Ach lieber Bär, Du sollst meine Babusches nicht fressen, ich gebe Dir lieber ein Schaf!"

Sie langte nach einem der drolligen Schneegebilde.

Da rief Kolenka: „Nein, nein, die Kinder will ich, oder ich fresse Dich selber auf!"

Mit komisch drohender Gebärde stürzte er brummend auf das Kind. Sie balgten sich und kreischten beide in Vergnügen des kindlichen Spiels laut auf, in Spieleifer förmlich glühend.

Mein Gefährte und ich sahen uns erstaunt, fragend an. Plötzlich bemerkte uns der Knabe. Ohne Verlegenheit stand er auf. „Da seid Ihr ja. Die Soldaten sind bereits weit fort. Kommt nur mit zur Hütte!"

Er schritt ernst, wie ein Mann, neben uns her. Die Kleine sprang toll voraus.

Wir beiden Männer fanden keine Worte.

In der Hütte angelangt, warfen wir unsere Sachen über, nahmen von unseren Wirten Abschied und zogen eiligst gegen Sibirien fort. Jeder von uns beiden mit seinen tiefen, eigenen Gedanken beschäftigt, schritten wir stumm in den dunklen sibirischen Urwald hinein. . . . .

Iwan Swiatikoff schwieg. Es war eine Weile ganz ruhig im Zimmer. Ich starrte auf die kleine, blitzlichternde Messingdose, welche Aron Steindorf nunmehr spielend in seinen weißen magern Händen drehte. Da — — —!

„Kamerad, Du bist an der Reihe!"

Ich fuhr aus meinen Träumen in die Höhe.

Ach so, wir waren ja im Kriege!

Mein Nebenmann hatte mich angestoßen.

Ich erhob mich. Dabei fiel mein Blick wieder auf den jungen Sanitätsfreiwilligen. Er rieb jetzt spielend einen kupfernen Uniformknopf an seinen Beinkleidern blank.

Ich trat ins Arztzimmer. — — —

Wenige Tage später sah ich, wie jener junge Mensch, unter Hilfe eines Kameraden, einen Schwerverwundeten auf der Bahre trug. Das Gesicht vor Anstrengung gerötet. Mit ernsten Augen und straff geschlossenem Munde. Ein halbes Kind mit dem festen Willen und dem mutigen Herzen eines Mannes! — Ende